

Verstehen wir uns?

Zwei Graduiertenkollegs bereiten Doktoranden mit einem gemeinsamen Workshop auf fachübergreifendes Arbeiten vor

von Martin Jost

Unterhalten sich ein Romanist und eine Pharmazeutin. Kein Witz. Fachübergreifendes Arbeiten ist heute für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler die Regel. Die Freiburger Graduiertenkollegs der Sonderforschungsbereiche (SFB) „Helden – Heroisierungen – Heroismen“ und „Medizinische Epigenetik“ haben auf Initiative von Prof. Dr. Manfred Jung, Prof. Dr. Barbara Korte und Prof. Dr. Ralf von den Hoff einen gemeinsamen Workshop veranstaltet. Die Doktorandinnen und Doktoranden der beiden SFBs konnten üben, ihr jeweiliges Projekt fachfremden Kolleginnen und Kollegen vorzustellen – und zwar nicht nur ein bisschen fachfremden aus benachbarten Disziplinen, sondern einem Publikum vom anderen Ende des Spektrums. Naturwissenschaften trafen auf Geisteswissenschaften.

Die Pharmazeutin Inga Hoffmann promoviert im SFB „Medizinische Epigenetik“. Das Projekt sucht nach neuen Wegen, um Therapie und Diagnose verschiedener Krankheiten zu verbessern. Hoffmann arbeitet an Stoffen, die gezielt Enzyme in Zellen ausschalten sollen. Sie testet mit Experimenten, ob ein gefundener Wirkstoff auch in der

lebenden Zelle wirkt. Zum Gespräch über den Workshop kommt sie ins Büro von Jakob Willis. Der Romanist forscht im SFB „Helden – Heroisierungen – Heroismen“ über die Konstruktion heroischer Figuren in der französischen Literatur des 17. Jahrhunderts. Willis organisiert eine Sitzgelegenheit, indem er einen Stuhl von Unterlagen und Büchern befreit. „Das sind also die berühmten Bücherstapel“, bemerkt Hoffmann, die im Labor arbeitet.

Die eigene Sprache hinterfragen

Es sei ihr leichtgefallen, ihre Forschung in einem allgemein verständlichen Vortrag im Workshop vorzustellen, sagt die Pharmazeutin: „Ich erkläre ohnehin oft, was ich mache, zum Beispiel Mitbewohnern oder meiner Familie.“ Man muss sich in der Regel nicht weit vom eigenen Fach entfernen, um nicht mehr mit dem gewohnten Fachjargon arbeiten zu können. So gesehen sind Wissenschaft-

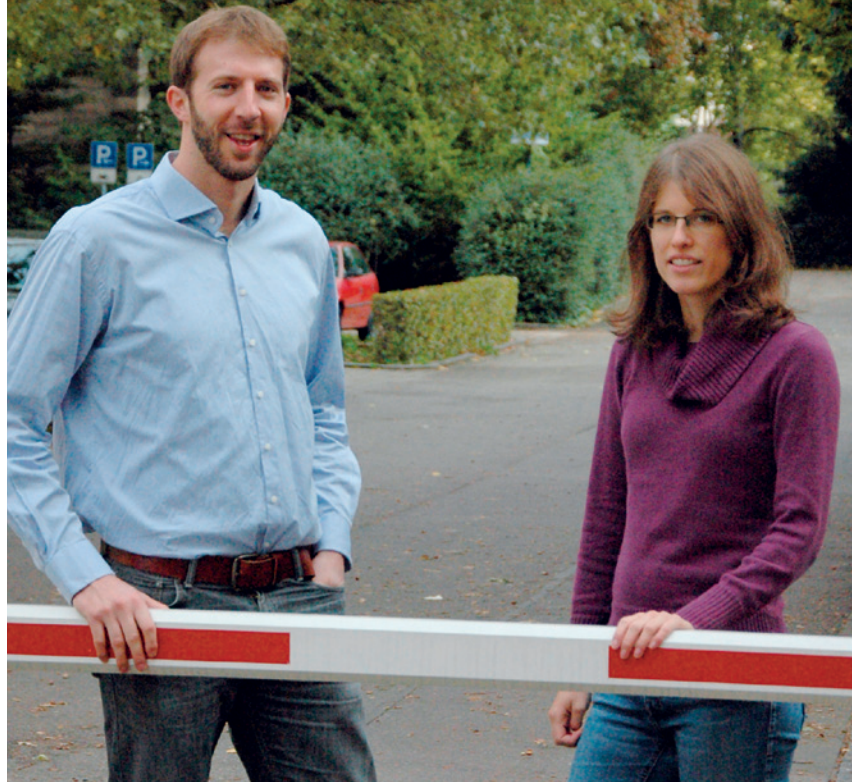
ler aus weiter entfernten Disziplinen eine ähnliche Zielgruppe wie die breite Öffentlichkeit. Auch die Vermittlung wissenschaftlicher Inhalte, etwa über die Presse, gehört zum Alltag vieler Forscherinnen und Forscher. Der SWR-Redakteur Martin Schneider gab im Workshop Einblicke in die „Übersetzungsarbeit“, die Journalistinnen und Journalisten leisten, um wissenschaftliche Erkenntnisse zum Beispiel im Fernsehen darzustellen.

Das Wichtigste sei Einfachheit. Vergleiche und Sprachbilder wirken besser als detailgenaue Erläuterungen. „Ich war überrascht, wie viele Metaphern aus der Literaturwelt Epigenetiker benutzen“, sagt Willis. Die Naturwissenschaftler „radiieren und schreiben“ im genetischen „Code“ und sprechen im übertragenen Sinn vom „Buch des Lebens“, in dem die Epigenetik das „Lesezeichen“ ist. Andererseits müssen Wissenschaftler aufpassen, dass sie die gleichen Worte nicht

Fachübergreifende Forschung

Sonderforschungsbereiche (SFB) sind langfristig von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte Projekte der Grundlagenforschung. Interdisziplinarität ist Standard in SFBs. Die in ihnen behandelten Fragen sind in der Regel so grundlegend, dass sie von einer Disziplin allein nicht bearbeitet werden könnten. Derzeit sind an der Universität Freiburg zehn SFBs angesiedelt, die Fachbereiche aus fast allen Freiburger Fakultäten beinhalten.

Keine Sprachschranken: Die Pharmazeutin Inga Hoffmann und der Romanist Jakob Willis lernen, wie sich der akademische Austausch zwischen Vertretern unterschiedlicher Disziplinen verbessern lässt. FOTO: MARTIN JOST



unterschiedlich deuten. „Am Anfang einer interdisziplinären Zusammenarbeit ist es sinnvoll, sich auf gemeinsame Begriffe zu einigen“, sagt Dr. Michael Scheuermann. Der Freiburger Psychologe untersucht und publiziert über inter- und transdisziplinäre Forschung. „Worte wie ‚Prozess‘ oder ‚Struktur‘ können Kollegen ganz unterschiedlich verstehen – und reden dann aneinander vorbei.“

„Ich muss Begriffe, die ich täglich benutze, hinterfragen“, betont Willis. „Mit ‚Romantik‘ und ‚Klassik‘ verbinde ich klare Vorstellungen – mein Publikum nicht unbedingt.“ Unweigerlich

komme auch die Frage nach dem Ziel einer Arbeit auf. „Ich fand es interessant, als die Sprache auf die Relevanz der jeweiligen Forschung kam“, sagt Hoffmann. „Das hat in meiner Arbeitsgruppe eine Weile gekocht.“ Die Ziele der eigenen Arbeit zu benennen soll keine Reaktion auf einen gefühlten Rechenschaftsdruck sein, sondern ist der erste Schritt, um Außenstehenden die eigene Arbeit zu erklären. Obwohl bei der Muttersprache Deutsch ist, unterhielten sich die Pharmazeutin und der Romanist im Workshop auf Englisch. Auch das ist eine Anforderung, die die Realität akademischen Austauschs widerspiegeln soll.

Offenes Werk des Gedenkens

Für ihre Magisterarbeit stieg Rebekka Schütz auf eine Leiter und untersuchte ein knapp zwei Meter hohes Mahnmal im Kollegiengebäude I

von Claudia Füßler

Es ist etwa 28 Meter lang, knapp zwei Meter hoch und wird doch oft übersehen: In der Wandelhalle des Kollegiengebäudes I befindet sich das Mahnmal für Freiburger Universitätsangehörige, die Opfer des Nationalsozialismus wurden. Geschaffen hat es der Kölner Künstler Marcel Odenbach. Eingeweiht wurde die Wandcollage 2005, 60 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Wie ist das Mahnmal entstanden? Wie wirkt es auf Betrachterinnen und Betrachter? Ist es eine angemessene Form des Gedenkens?

All das hat Rebekka Schütz interessiert. Die Studentin der Kunstgeschichte hat ihre Magisterarbeit über das Mahnmal von Marcel Odenbach geschrieben. „Ich konnte gar nicht glauben, dass etwas so Naheliegendes – zeitgenössische Kunst auf dem Gelände der Universität – noch keinen interessiert hat.“ Sie durchforstete das Internet und Bibliotheken, sichtete Archivmaterial auf der Suche nach Informationen, doch die waren rar. Die Studentin ließ sich davon nicht abschrecken und setzte nach und nach alle gefundenen Puzzleteile zusammen. So rekonstruierte sie



Rebekka Schütz wünscht sich, dass Menschen sich ein bisschen Zeit nehmen, das Mahnmal zu betrachten. Für ihre Abschlussarbeit in Kunstgeschichte hat sie sich ein halbes Jahr lang mit dem Werk beschäftigt. FOTO: THOMAS KUNZ

ein Stück Freiburger Universitätsgeschichte: vom Umgang mit der NS-Vergangenheit über das Aufkommen der Idee eines Mahnmals bis zu seiner Umsetzung.

„Der Anstoß für eine Gedenktafel kam 1996 von der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit. Bis 2000 entwickelte sich die Idee, einen Widmungstext und die

Opfernamen in einem Mahnmal zu kombinieren“, erzählt Schütz. Auf Initiative des damaligen Rektors Prof. Dr. Wolfgang Jäger richteten die Universität und das Land 2003 gemeinsam einen Kunstwettbewerb aus und luden acht Künstlerinnen und Künstler ein, Entwürfe mit einem orts- und kontextbezogenen Ansatz einzureichen. Die Jury entschied sich für den Vorschlag von Marcel Odenbach.

„Die Offenheit von Odenbachs Werk eröffnet jedem einen individuellen Zugang zum Gedenken, weil es nicht vorgibt, wie und woran man sich zu erinnern hat“, sagt Schütz. Sowohl flüchtige Betrachter könnten etwas für sich mitnehmen als auch jene, die sich Zeit ließen und genauer hinschauten. Das Mahnmal enthält viele Bilder und Texte. Odenbach sammelt gern und arrangiert historische Materialien neu.

„Es gibt zwar eine alphabetische Liste mit den Namen der Opfer, doch keines davon ist auf den vielen Fotos zu sehen“, sagt Schütz. Stattdessen finden sich Unmengen von historischen Anspielungen. Ein Foto von Odenbachs jüdischer Großtante zum Beispiel, die sich 1944 erhängte, um nicht deportiert zu werden. Die Rede Hitlers zur Eröffnung der „Großen deutschen Kunstausstellung“ in München steht neben den Werken „entarteter“ Kunst. Trauernde Mönche aus dem Franziskuszyklus des italienischen Renaissancemalers Giotto hat Odenbach den Köpfen deutscher Autoren, Komponisten und Intellektueller gegenübergestellt. „Dadurch entsteht eine völlig neue Aussage: Die Mönche trauern um das Land der Dichter und Denker“, erklärt Schütz.

Um all diese Feinheiten zu entdecken, musste sie erst einmal klettern: Sie lieh sich eine Leiter vom Hausmeister aus und fotografierte das Kunstwerk Stück für Stück. „Ich habe auch mit Marcel Odenbach persönlich gesprochen. Er war sehr entgegenkommend und hat viele Dinge bestätigt, die ich in den Bildern gefunden habe.“ Nachdem sie sich ein halbes Jahr lang mit dem Mahnmal und seiner Geschichte beschäftigt hat, wünscht sich Rebekka Schütz jetzt vor allem eins: Dass ab und an mal jemand stehen bleibt und sich die Zeit nimmt, das Kunstwerk in Ruhe zu betrachten.